

Walter Christian Kärger, aufgewachsen im Allgäu, studierte an der Hochschule für Fernsehen und Film und arbeitete dreißig Jahre als Drehbuchautor in München. Über hundert seiner Drehbücher wurden für Kino oder TV verfilmt. Er lebt als Romanautor in Memmingen.

WALTER CHRISTIAN KÄRGER

DAS LODERN DER FLAMMEN

EIN FALL FÜR KOMMISSAR MAX MADLENER

Bodensee Krimi

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

emons:



Lust auf mehr? Laden Sie sich die »LChoice«-App runter, scannen Sie den QR-Code und bestellen Sie weitere Bücher direkt in Ihrer Buchhandlung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH
Alle Rechte vorbehalten
Umschlagmotiv: iStockphoto.com/Say-Cheese
Umschlaggestaltung: Nina Schäfer, nach einem Konzept von Leonardo Magrelli und Nina Schäfer
Umsetzung: Tobias Doetsch
Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln
Lektorat: Carlos Westerkamp
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany 2019
ISBN 978-3-7408-0516-6
Bodensee Krimi
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

*You fought hard and you saved and earned
But all of it's going to burn
And your mind, your tiny mind
You know you've really been so blind
Now's your time, burn your mind
You're falling far too far behind
Oh no, oh no, oh no, you're gonna burn
Fire, to destroy all you've done
Fire, to end all you've become
I'll feel you burn*
The Crazy World of Arthur Brown, »Fire«

Prolog

*Love is a burning thing
And it makes a fiery ring
Bound by wild desire
I fell into a ring of fire
I fell into a burning ring of fire
I went down, down, down
And the flames went higher
And it burns, burns, burns
The ring of fire*
Johnny Cash, »Ring Of Fire«

Er war ein widerliches Schwein.

Das stand nun einmal hundertprozentig fest, keine Frage.
Seit er sie verlassen hatte, konnte sie keinen klaren Gedanken mehr fassen.

Was heißt »verlassen«?

Den Laufpass hatte er ihr gegeben.

Sie in die Wüste geschickt.

Gnadenlos abserviert.

Von jetzt auf gleich.

Es ihr einfach so hingerotzt.

Eine SMS-Nachricht war alles, was er nach acht Monaten für sie übrig hatte.

Das war's. Mach's gut.

Viel kürzer ging's wohl nicht.

Der feige Hund.

Er hätte es ihr wenigstens ins Gesicht sagen können, ihr dabei in die Augen blicken.

Aber nein, so viel Anstand besaß er nicht.

Anstand – ein Wort, das lächerlich klang, wenn man es mit ihm in Verbindung brachte. So ein Typ war er nicht, nie gewesen.

Aber das hatte sie von vornherein gewusst.

Die Frauen wollten etwas von ihm, nicht umgekehrt. Das war ja das Fatale. Und diese Tatsache nutzte er weidlich aus. Weil er ein Sadist war. Und sie hatte seine herrische Art ertragen.

Am Anfang hatte sie es angeturnt, es geil gefunden, wenn er nicht lange fragte, sondern über sie herfiel. Aber irgendwann war die Stimmung bei ihr gekippt. Er war ihr zu fordernd geworden, zu brutal. Wenn sie Nein sagte, war das nur der Anlass für ihn, erst recht das zu tun, wonach ihm gerade der Sinn stand. Sie dachte immer, sie könnte ihn von seinem gewalttätigen Trip herunterbringen, ihn ändern.

Was für eine törichte Illusion!

Er war so, wie er war.

Trotzdem heulte sie einen ganzen Tag und eine ganze Nacht, als es vorbei war.

Für ihn war es vorbei.

Für sie nicht.

Sie kochte innerlich.

Weil sie seinetwegen auch noch Schuldgefühle hatte.

Und warum?

Weil sie ihn zur Rede gestellt hatte, ihn gefragt hatte, wo er gewesen war, obwohl sie es genau wusste. Weil sie hören wollte, wie er sich in seinem eigenen Lügengespinnst verhedderte. Sie hatte ihm eine Falle gestellt, ihn hineingelockt. Und zwar so, dass er nicht mehr anders konnte, als zuzugeben, dass er es längst mit einer anderen trieb.

Sie wollte nur hören, dass es ihm leidtat.

Wollte ihm verzeihen.

Sich wieder mit ihm versöhnen.

Das war schon immer das Schärfste gewesen, die Versöhnung nach dem Streit, der lautstark und meistens auch handfest ausgetragen worden war. Da flogen die Fetzen und auch bisweilen die Fäuste. Ohrfeigen, blindwütige Schläge, Tränen, Beschimpfungen, Gekreische, Heulen, Beleidigungen, Schreie, Umarmungen, Küsse, Bisse, Leidenschaft.

Nicht unbedingt in dieser Reihenfolge.

Aber immer volles Drama, Baby.

Die Versöhnung war dann umso schöner ...

Wie oft hatten sie sich zerstritten und wieder miteinander versöhnt?

Zehnmal? Ein Dutzend Mal?

Egal.

Jetzt war sowieso alles aus und vorbei.

Sie wusste es in dem Augenblick, als er ihr nicht mehr auf ihre Fragen antwortete, ihr nicht mehr in die Augen blicken konnte. Weil er mit den Gedanken schon längst bei der anderen war.

Ja, sie hatte ihm nachspioniert, hatte sein Smartphone gecheckt und alles gesehen und gelesen, was nicht für ihre Augen und Ohren bestimmt war.

Oder vielleicht doch?

Vielleicht wollte er, dass sie seine Geheimnisse entdeckte.

Weil er wusste, dass sie sein Handy kontrollierte?

Und sie wusste, dass er nichts mehr hasste, als kontrolliert zu werden?

Weil er selbst ein Kontrollfreak war, sie nach seiner Pfeife tanzen musste?

Aber als sie das Handy herumliegen sah, konnte sie einfach nicht anders.

Sie liebte ihn doch!

Sie musste nachsehen, es war schon zwanghaft, sie musste ihren Verdacht verifizieren, obwohl oder weil sie ahnte, wie schmerzhaft das sein würde. War sie eine Masochistin, wenn sie das tat?

Es war ein Fehler gewesen, zu denken, dass sie ihn allein für sich haben könnte. Wenn sie nur tat, was er wollte und sagte.

Und zwar ausschließlich, wenn es ihm in den Kram passte.

Das konnte nicht funktionieren.

So viel Menschenkenntnis und Erfahrung im Umgang mit Männern hatte sie.

Aber bei ihm hatte einfach ihr Verstand ausgesetzt.

Und jetzt musste sie mit den Konsequenzen fertigwerden.

Dass er einfach nicht für eine dauerhafte Beziehung geschaffen war, das hatte er ihr von Anfang an klargemacht.

Hatte sie wirklich daran geglaubt, dass er es ernst meinte?

Nein – sie war nicht so wie alle anderen.

Bei ihr würde er sein Verhalten ändern.

Sie würde ihn ändern.

Sie konnte nicht fassen, dass sie tatsächlich so naiv gewesen war, das zu glauben.

Das hatte sie nun davon.

Als sie endlich kapierte, dass es aus war, endgültig aus, stürzte das Universum für sie ein.

Großer Vergleich, zugegeben.

Aber für sie war es so.

Sie holte ihren gesamten Kerzenvorrat zusammen und verteilte die Kerzen im Bad, zündete sie an und legte sich in die Badewanne, wo sie heißes Wasser einlaufen ließ.

Die flackernden Lichter machten aus dem hell gefliesten Raum die reinste Votivkapelle.

Opferkerzen – wofür?

Ihren ehemaligen Liebhaber?

Ihre gestorbene Liebe?

Alles Bullshit.

Wenn schon Abschied, dann sollte es ein stilvoller sein.

Sie wartete, bis ihr das Wasser bis zum Kinn reichte. Dann machte sie den Wasserhahn zu und sah die Rasierklinge an, die sie schon die ganze Zeit zwischen Daumen und Zeigefinger gehalten hatte. Vorsichtig pulte sie das Schutzpapier ab und schnippte es auf den Boden des Badezimmers.

Seine Rasierklingen waren das Einzige, was er bei ihr vergessen hatte. Neben der Zahnbürste, aber die hatte sie schon weggeworfen.

Es war eine altmodische Wilkinson.

Die Art von Rasierklinge, mit der man drei verschiedene Dinge anstellen konnte.

Man konnte sich damit rasieren, natürlich.

Man konnte damit Koks zerhäckseln, das er gelegentlich mitgebracht hatte.

Und man konnte sich damit die Pulsadern aufschneiden.

Sie hatte sich für Nummer drei entschieden.

Der Wasserhahn tropfte, obwohl sie mit aller Kraft versucht hatte, ihn ganz zuzudrehen.

Seit sie ihn kannte, hatte er versprochen, ihn zu reparieren. Dazu war es natürlich nie gekommen.

Dip.

Dip.

Dip.

Sie sah den Tropfen zu, war wie hypnotisiert davon.

Das lag vielleicht auch daran, dass sie sich vorher Mut angetrunken hatte, eine halbe Flasche Wodka, den teuren schwedischen. Den sie immer für ihn daheim hatte, er mochte Wodka on the rocks.

Egal, das war vorbei.

Alles war vorbei.

Sie probierte die Schneide der Klinge mit ihrem Daumen. Sie war so scharf, wie sie sein sollte, sie schleckte an dem Blutstropfen. Nur um zu testen, was für einen Geschmack Blut hatte.

Wie Kupfer. Eindeutig.

Ihr Leben schmeckte wie Kupfer. Metallisch.

Eine Erkenntnis, die sie irgendwie enttäuschte.

Sie fing an, sich am Handgelenk zu ritzen.

Senkrecht, nicht quer. So, wie es sich gehörte, wenn man ernst machen wollte.

Sie sah dem roten Rinnsal zu, wie es an ihrem Unterarm herunterfloss und ins Wasser tropfte, sich dort mit ihm vermischte.

Der Schnitt war noch nicht tief genug, es war die Generalprobe vor der Premiere.

Noch ein Schnitt, noch ein bisschen tiefer ...

Sie wusste nicht mehr, was in ihr vorgegangen war, warum sie den letzten, entscheidenden Schnitt nicht machte. Vielleicht gab es auch keine konkrete Erklärung dafür.

Es war einfach nur die plötzliche Erkenntnis, dass er es nicht wert war.

Die Wut war doch größer als das Selbstmitleid.

Er war einfach ein Schwein, das sie belogen und betrogen hatte.

Nichts weiter.

Ihre Hand mit der Rasierklinge hing über dem Badewannenrand.

Sie ließ die Klinge fallen.

Ein leises Klirren auf den Bodenfliesen.

Dann stand sie auf, nahm das Handtuch und wickelte es um ihr leicht blutendes Handgelenk.

So leicht würde sie ihn nicht davonkommen lassen.

Oh no!

1

Der Mercedes-Fahrer in dem schwarzen Hoodie, die Kapuze über dem Kopf, sah auf die Leuchtziffern seiner Armbanduhr.

Kurz nach drei Uhr nachts.

Zeit zu handeln.

Er stieg aus der alten schwarzen Limousine, die er an der Friedrichstraße am Yachthafen geparkt hatte, und sah sich um.

Kein Mensch war unterwegs.

Es nieselte leicht, die dichte Wolkendecke ließ kein Mondlicht durch, nur die Straßenlaternen bildeten trübe Lichtinseln.

Aus dem Kofferraum des Mercedes holte er graue, unförmige Arbeitshandschuhe, die nagelneu und entsprechend steif waren.

Er war nervös.

Die Handschuhe hatte er erst vor Kurzem gekauft, sie waren noch mit einer Plastiklasche verbunden. Er riss sie gewaltsam auseinander, dann schlüpfte er hinein.

Er sah seine unförmigen Hände an, zögerte, überlegte, griff sich an den Kopf, fluchte leise, zog die Handschuhe wieder aus. Weil ihm eingefallen war, dass er den zusammengerollten Saum seiner schwarzen Baumwollmütze, die er auf dem Schädel trug, herunterlassen musste, damit sein Gesicht nicht von einer der Überwachungskameras, die am Yachthafen angebracht waren, erfasst werden konnte. Er klemmte die Arbeitshandschuhe zwischen seine Knie und rollte den Saum der Mütze über sein Gesicht. Es war eine Sturmhaube, die einen Augenschlitz hatte und ihn wie einen Ninja auf Kriegspfad aussehen ließ. Dann zog er wieder die unförmigen Arbeitshandschuhe an und nahm eine schwere Plastiktüte aus dem Kofferraum, in der zwei für seine Zwecke präparierte Glasflaschen steckten.

Was das für Zwecke waren, würde sich in Kürze herausstellen.

Er schlug den Kofferraumdeckel zu und marschierte zügig an der Minigolfanlage vorbei zum Yachthafen hinunter.

Der schwarze See glitzerte im Licht der Lampen, im Regen hatten sich große Pfützen gebildet, denen die Gestalt nicht auswich.

Sie hatte nur ein Ziel vor Augen und steuerte schnurstracks auf die dickste Motoryacht zu, die direkt an der Mole vertäut lag, »Hella Wahnsinn« hieß und im leichten Wellengang dümpelte.

Der Eigner, der vermögend genug war, um sich so ein kostspieliges Wasserspielzeug samt Liegeplatz leisten zu können, fand den angeberischen Namen wohl witzig. Sobald er einen Anruf von der Polizei bekam, würde ihm das Lachen schon vergehen, dachte die schwarz gekleidete Gestalt.

Das Wasser gluckste und gluckerte, die Takelagen der Segelboote klirrten leise an den Masten, alles in allem ein Bild des Friedens.

Aber der Mercedes-Fahrer war nicht hierhergekommen, um sich an einem kitschigen nächtlichen Hafenanblick zu ergötzen. Die Vorfreude auf das, was er gleich in die Tat umsetzen würde, versetzte ihn in Hochstimmung.

Er sah sich noch einmal nach allen Seiten um, vergewisserte sich, dass er wirklich der einzige Mensch weit und breit war, bevor er mit seinen Handschuhen die zwei Flaschen aus der Tüte zog. Die Flaschenhalse waren mit Baumwollfetzen verstopft. Es waren selbst hergestellte Molotow-Cocktails, Brandbomben mit einer hochexplosiven Mischung aus Öl und Benzin.

Der Mercedes-Fahrer im Hoodie mühte sich umständlich mit den unförmigen Handschuhen ab, mit einem Zippo-Feuerzeug eine Flamme zu erzeugen. Er fluchte und ärgerte sich maßlos, dass er keine Gummihandschuhe mitgenommen hatte, beim nächsten Mal würde er es besser machen. Aber man lernte eben immer dazu. Sein Vorsatz, so wenige Spuren wie möglich zu hinterlassen, war im Prinzip natürlich richtig, nur seine Methodik musste er dringend verfeinern.

Endlich gelang es ihm, trotz der unpraktischen Handschuhe, mit dem Feuerzeug eine Flamme zustande zu bringen. Er hielt sie an den mit Benzin getränkten Lappen, der aus der ersten Flasche hing, die andere hatte er auf dem Boden abgestellt, wartete drei

Herzschläge lang und warf dann den Molotow-Cocktail mit der brennenden Lunte mitten auf das Deck der Motoryacht.

Beim Aufprall zerplatzte die Flasche, und augenblicklich pilzte eine Flammenwolke empor.

Sie war haushoch und musste kilometerweit zu sehen sein.

Für einen Moment starrte er sie wie hypnotisiert an, sie spiegelte sich in seinen glänzenden Augen.

Gerade noch rechtzeitig fiel ihm ein, dass er noch eine zweite Flasche gleichen Inhalts mitgebracht hatte, um sein Werk auch wirklich mit letzter Gründlichkeit zu vollenden.

Zitternd versuchte er vergeblich, mit seinen klobigen Handschuhen im grellen Licht der fauchenden Flammenwand sein Zippo erneut in Gang zu bringen, bis ihm endlich in den Sinn kam, dass es vollauf genügte, die volle Flasche auf die brennende Yacht zu schleudern.

Er holte aus, aber gerade als er mit der Wurfhand durchzog, rutschte er auf dem glitschigen Gras aus und verfehlte die »Hella Wahnsinn«, die Flasche plumpste wirkungslos ins Wasser.

Laut fluchte er über sein Missgeschick.

Doch der erste Molotow-Cocktail war schon ausreichend, um die Motoryacht vollständig in Flammen aufgehen zu lassen.

Es kam ihm vor, als würde er von ihnen wütend angefaucht wie von einem wilden Tier.

Er hatte Schwierigkeiten, sich von dem apokalyptischen Anblick zu lösen. Ganz langsam wie ein Schlafwandler bewegte er sich Schritt für Schritt rückwärts von der Mole weg, bis er sich endlich abrupt umdrehte und zu seinem Mercedes spurtete.

Die schwarze Gestalt klemmte sich hinters Steuer ihres Wagens, zog sich die vermaledeiten Arbeitshandschuhe von den Händen und warf sie hinter sich auf den Rücksitz. Den Zündschlüssel hatte sie stecken gelassen. Zum Glück sprang der Motor sofort an. Ein letzter Blick auf das geile Flammeninferno am Hafenbecken, dann gab sie Gas und verschwand. Die Nummernschilder des Mercedes waren geklaut – für alle Fälle.

Im Rückspiegel sah der Fahrer, wie die Motoryacht endgültig in einem gewaltigen Feuerball in die Luft ging, anscheinend war der Tank voll und durch die enorme Hitze einwirkung explodiert.

Schade, diesen göttlichen Anblick hätte er sich liebend gern aus nächster Nähe gegönnt.

Oder wenigstens als Video mit seinem Smartphone festgehalten.

Aber das wäre dann doch des Guten zu viel gewesen.

Ein gewisses Risiko war zwar ein Fest für seinen Adrenalinpiegel, aber man durfte es nicht übertreiben, wenn man es nicht unbedingt darauf anlegen wollte, erwischt zu werden.

Schließlich war er nicht bekloppt.

Jedenfalls hoffte er das, weil er urplötzlich einen unbezähmbaren Lachreiz verspürte, dem er nichts entgegenzusetzen hatte, als er seine Augen hinter dem Sehschlitz der Sturmhaube im Rückspiegel sah und an das dachte, was er soeben getan hatte.

Er musste rechts ranfahren, sich das schwarze, wollene Ding vom Kopf reißen, hysterisch den Stern in der Mitte seines Lenkrads anlachen und zwanghaft mit den Fäusten auf das Armaturenbrett einhämmern.

Es war wie ein Krampf, dem man nicht so ohne Weiteres Einhalt gebieten konnte. Das Zwerchfell schmerzte ihm schon.

Er schaffte es erst, damit aufzuhören, als er Sirenen vernahm und flackernde Blaulichter näher kommen sah.

Die Feuerwehr tat ihre Pflicht.

Großalarm.

Heulend und blinkend rauschte ein roter Einsatzwagen nach dem anderen an ihm vorbei und klatschte ihm das Wasser von der Straße gegen seinen Mercedes.

Es war eine ganze Armada von Feuerwehren.

Man hätte glatt meinen können, er habe halb Friedrichshafen in Brand gesetzt. Dabei war es nur so ein Wichserschiff mit einem Wichsernamen.

»Hella Wahnsinn«.

Nun – jetzt war es »Brennender Wahnsinn«.

Beinahe hätte er den nächsten Lachanfall bekommen.

Aber diesmal riss er sich zusammen und gab Gas, um endlich von der Bildfläche zu verschwinden.

*Is this the real life?
Is this just fantasy?
Caught in a landslide
No escape from reality*
Queen, »Bohemian Rhapsody«

Kommissar Max Madlener stand in aller Herrgottsfrüh auf der weiträumigen Terrasse vor der Basilika Birnau und ließ seinen Blick über den Überlingersee, die nordwestliche Ausbuchtung des Bodensees, schweifen. Es war sein Lieblingsplatz am See, von hier aus hatte man einen wundervollen Panoramablick.

Seiner Meinung nach den schönsten überhaupt.

Nebelschwaden schwebten über der Insel Mainau und den Pfahlbauten bei Unteruhldingen, es war windstill, der Himmel über den Schweizer Alpen färbte sich rosaviolett. Die Rebstöcke der Weinberge, die sich unter ihm wohlgeordnet in Reih und Glied ausbreiteten, waren noch frühlinggrün.

Über der Szenerie lag eine friedvolle Ruhe, wenn man das latente Grundrauschen ausblendete, das vom ständigen Verkehr stammte, der Tag und Nacht ohne Unterlass die B 31 entlangbrauste.

Es war eben so wie überall: Jede Ruhe war trügerisch, es fragte sich nur, wann sie vorbei war, dachte Madlener. Und warum man im Innersten nur darauf wartete, dass es unaufhaltsam so kommen musste, früher oder später.

Er merkte schon, dass er wieder einmal seinen philosophischen Tag hatte.

Aber das war kein Wunder.

Er hatte sein Fernglas dabei und schwenkte den Horizont ab.

Madlener genoss es, eine Stunde für sich zu sein, er hatte sich

an diesem Morgen extra freigenommen, weil er in aller Ruhe über sich und seine Zukunft nachdenken wollte.

Was heißt freigenommen – er hatte sich selbst freigegeben. Als interimistischer Dienststellenleiter der Kriminalpolizei im Polizeipräsidium Friedrichshafen war Kommissar Max Madlener der oberste Dienstherr vor Ort und konnte innerhalb des Rahmens seiner Befugnisse tun und lassen, was er für richtig und angemessen hielt. Solange er die alltäglichen Verwaltungsarbeiten und die Papierstapel, die sich zu seinem Leidwesen auf seinem Schreibtisch türmten und trotz emsiger Büroüberstunden einfach nicht weniger werden wollten, nicht allzu sehr vernachlässigte.

Obwohl er manchmal nicht übel Lust verspürte, es so zu machen wie der Briefträger im nahe gelegenen Konstanz, bei dem vor Kurzem eine Hausdurchsuchung zutage gebracht hatte, dass der gute Mann vollkommen überfordert war und einen Großteil der Post, die er austragen sollte, bei sich in der Garage zwischenlagert und nach und nach in einem leeren Blechfass in seinem Schrebergarten verbrannt hatte.

Wenn Madlener seinen Blick von den Papierbergen auf seinem Schreibtisch aus dem Fenster seines Chefbüros hinaus auf die Müllcontainer im Hof des Präsidiums schweifen ließ, war er durchaus imstande, die Gedankengänge des Briefträgers nachzuvollziehen, und geriet schwer in Versuchung, alle Memos, Zettel, Anordnungen und Anfragen zu einem Bündel zu schnüren und auf Nimmerwiedersehen im Rachen des Papiercontainers verschwinden zu lassen.

Allmählich hatte er es satt, auf einem Posten zu sitzen, den er nie angestrebt hatte. Ganz im Gegenteil – er war ihm schon mehrfach angetragen worden, und er hatte jedes Mal dankend abgelehnt.

Doch nach der erzwungenen Demission der Kriminaldirektorin Schwanitz-Terstegen musste er nolens volens auf Geheiß seiner Vorgesetzten in den sauren Apfel beißen und sie widerstrebend so lange vertreten, bis ein Nachfolger gefunden war.

Er riss sich zusammen, so gut er konnte, aber die Welt der Wiedervorlagemäppchen war nun mal nicht die seine.

Verwaltungskram, Dienstenteilung, endlose Etatsitzungen und Telefonate, Urlaubsplanungen, Statistiken, Fortbildungsseminare, Schriftverkehr mit dem Ministerium – das alles langweilte ihn entsetzlich, um es jugendfrei auszudrücken.

Er war ein Mann der Tat und der Straße.

Spesenabrechnungen und Überstundenanträge prüfen und genehmigen – das sollten andere machen.

Zur überbordenden Bürokratie kam noch politisches Lavieren und diplomatisches Antichambrieren dazu.

Aber das war beileibe nicht alles.

Am schlimmsten war das Repräsentieren.

Madlener, sowieso kein Freund von größeren Menschenansammlungen, war gezwungen, bei sämtlichen städtischen Veranstaltungen anwesend zu sein. An der Seite von lokaler Politprominenz, Geld- und sonstigem Adel, Bankern, Winzern, Unternehmern, kurz: allen, die wichtig waren für das gesellschaftliche und wirtschaftliche Leben im gesamten Bodenseeraum oder sich sonst wie für wichtig hielten. Und das waren eine ganze Menge.

Oft waren es zwei oder drei offizielle Anlässe pro Woche, auf denen er sich blicken lassen musste.

Und das insbesondere in der nach dem Weihnachtsrummel für ihn schlimmsten Jahreszeit am Bodensee, der fünften, dem Fasching. Im schwäbisch-alemannischen Sprachraum Fasnet genannt.

Wie hatte er den Aschermittwoch herbeigesehnt!

Aber ihm blieb nichts anderes übrig, als stoisch die Umzüge, die Karnevalssitzungen und das närrische Treiben über sich ergehen zu lassen, gute Miene zum bösen Spiel zu machen und dabei mit den Gedanken ganz woanders zu sein.

Dass diese ganzen Veranstaltungen eine lange historische Tradition hatten, war schön und gut und ihm von Kindesbeinen an bekannt.

Aber er hatte einfach keine Ader dafür.

Keinen Zugang.

Nie gehabt.

Das würde sich auch in diesem Leben nicht mehr ändern.

Harriet Holtby ging das genauso.

Wenigstens hatte er in seiner Assistentin eine Leidensgenossin. Aber Harriet hatte den Vorteil, dass sie nicht gezwungen war, an diesen Veranstaltungen teilzunehmen.

Von ihm in seiner neuen Position wurde es hingegen selbstverständlich erwartet. Ja, es war sozusagen eine Pflichtaufgabe, der er sich schwerlich entziehen konnte, indem er Unpässlichkeit oder sonst eine windelweiche Ausrede vorschützte.

Er war weder humorlos noch intolerant, aber mit albernen Verkleidungen, dem gemeinsamen Absingen von Liedern, die man nur im Vollrausch lustig finden konnte, Schunkeln und Büttenreden konnte er partout nichts anfangen.

Im Gegenteil, das alles war ein einziger Gräuel für ihn, ein Fegefeuer der falsch verstandenen, aufgesetzten Fröhlichkeit, ein Vorgeschmack auf die Vorhölle, und es bereitete ihm körperliche und seelische Qualen.

Dabei war er ein waschechter Eingeborener, der Bodensee war seine Heimat.

Heimat – auch so ein überstrapazierter Begriff, der, oft genug missbraucht, momentan wieder eine Art Renaissance durchmachte, erneut in aller Munde war und von der Politik – wie immer – je nach Standpunkt instrumentalisiert wurde. Wie hatte der Wiener Lebenskünstler Alfred Polgar gesagt, als er nach seiner Heimat gefragt wurde: »Ich bin überall ein bisschen unger.«

Das war auch Madleners Devise.

Der Umstand, dass der Bodenseeraum bis in die Schweiz und nach Vorarlberg hinein eine einzige Faschingshochburg in sämtlichen Spielarten war, von der schrägen Guggamusik bis zu den rituellen Zusammenkünften mit dem obligatorischen »Narhallamarsch«, machte ihm jedes Mal den letzten Rest von Heimatgefühl zunichte, wenn er sich damit konfrontiert sah.

Ein zugegeben sentimentales Gefühl, das er zuweilen verspürte, wenn er mutterseelenallein bei magischer Föhnlage oder einer dramatisch aufziehenden Gewitterfront von der Aussichts-

terrasse der Basilika Birnau seine Blicke über den Bodensee schweifen ließ.

So wie jetzt.

Er »glotzte romantisch«, wie Bertolt Brecht polemisiert hätte und er sich selbstkritisch in solchen Momenten eingestand.

Und zugestand.

Er machte das zuweilen, zu jeder Jahreszeit, am liebsten in der Morgendämmerung, wenn noch keine Touristen unterwegs waren. Weil er unter Schlaflosigkeit litt. Jedenfalls redete er sich das ein.

In Wirklichkeit steckte noch etwas anderes dahinter.

Die Sehnsucht nach einer heilen Welt.

Das genaue Gegenteil von der Welt, in der er sich berufs- und geburtsbedingt durchschlagen musste.

Das war naiv und kindisch, so viel war ihm klar. Deshalb wusste auch niemand davon, weil ihm das selbst ein wenig peinlich war.

Aber das war nun mal seine Art von Heimatgefühl.

Wenigstens für ein paar stille Minuten.

So lange, bis er durch seinen unvermeidlichen Handyton und die Worte seiner Sekretärin Frau Gallmann in die manchmal prosaische, manchmal raue Wirklichkeit zurückgeholt wurde.

Ein wichtiger Termin – welcher Termin war nicht wichtig! – mit dem Organisator des alljährlichen Seehasenfestes war vorgezogen worden. Madlener nahm es zur Kenntnis und legte auf.

Wenn er nicht seine Vorzimmerdame Frau Gallmann an seiner Seite gehabt hätte, die schon seinen Vorgängern als Chefsekretärin – jetzt: First Office Management Female Assistant – kompetent und zuverlässig durch sämtliche Untiefen geholfen hatte, er hätte nicht gewusst, wo ihm der Kopf stand. Immer wie aus dem Ei gepellt, immer gut gelaunt, immer da, wenn er sie brauchte. Ganz abgesehen davon, dass sie stets mit einer Tube Zovirax zur Hand war, wenn ihn wieder mal ein aufkeimender Herpes labialis in helle Panik versetzte – was stressbedingt immer öfter

der Fall war – und er wie immer seine Tube in seinem Hotelzimmer vergessen hatte.

Von Anfang an war ihm sein Posten als Dienststellenleiter eher wie eine Strafversetzung vorgekommen, nicht wie eine Beförderung aufgrund seiner Verdienste.

Aber sobald er im Ministerium nachfragte, wann er denn nun endlich mit dem von Anfang an avisierten Nachfolger für die ehemalige Kriminaldirektorin Schwanitz-Terstegen rechnen konnte, erntete er nur Ausflüchte und wurde vertröstet, dass es bald so weit sei.

Nach dem Motto »Steter Tropfen höhlt den Stein« blieb Madlener am Ball und rief wöchentlich beim zuständigen Staatssekretär im Ministerium in Stuttgart an. Allerdings ahnte er seit geraumer Zeit, dass sein Ansprechpartner sich verleugnen ließ, sobald er seine Sekretärin Frau Gallmann bat, ihn zu diesem durchzustellen. Entweder war er gerade angeblich in einer furchtbar wichtigen Besprechung, mit dem Minister zu Tisch, gesundheitlich indisponiert oder im Urlaub.

Aber Madlener blieb weiterhin hartnäckig und beschloss, in der Causa nicht lockerzulassen. Irgendwann würde er denen da oben in Stuttgart so sehr auf den Geist gehen, dass sie sich endlich gezwungen sahen, ihm die versprochene Ablösung zu schicken.

Dann konnte er sich wieder um das kümmern, was ihm wirklich am Herzen lag und weshalb er bei der Kripo gelandet war: Ermittlungsarbeit und das Knacken von diffizilen Fällen. Das waren seine berufliche Leidenschaft und seine Bestimmung.

Manchmal beschlich ihn der leise Verdacht, dass er nichts Großartiges mit sich anzustellen wusste, wenn er nicht an einem Fall arbeiten konnte, der seine ganze Aufmerksamkeit und Konzentration erforderte. Darüber konnte er mit niemandem reden. Mit seiner Lebensgefährtin Dr. Ellen Herzog, der einzigen Person neben seiner Assistentin Harriet Holtby, der er vorbehaltlos vertraute, ging das nämlich momentan nicht, es herrschte Funkstille zwischen ihnen.

Ein letzter Blick auf die Alpenkette, die zum Greifen nah vor ihm lag, bestätigte ihm, was er in der Wettervorhersage im Radio gehört hatte. Es würde ein schöner Frühsommertag werden.

Kaiserwetter.

Er steckte sein Fernglas weg, setzte sich in seinen Dienstwagen und machte sich auf den Weg zurück.

Er hatte noch einen wichtigen persönlichen Termin, den er wahrnehmen wollte, bevor es ins Polizeipräsidium nach Friedrichshafen ging.

Einen sehr wichtigen – seine Entscheidung war endgültig, obwohl sie seine Beziehung zu Dr. Ellen Herzog einer ernsthaften Zerreißprobe unterziehen würde.

Er wusste nicht, ob diese Beziehung, die jahrelang so harmonisch funktioniert hatte, daran zerbrechen würde.

Sehr wahrscheinlich sogar.

Wenn er daran dachte, wurde ihm schwer ums Herz.

Aber er konnte nicht anders.

Er würde aus seinem Hotelzimmer ausziehen und eine Wohnung nehmen.

Eine eigene.

Und nicht bei Ellen in das Untergeschoss der väterlichen Villa einziehen.

So, wie sie es sich gewünscht hatte.

Ganz in seine schwermütigen Gedanken versunken, überholte er im Autopilotzustand halsbrecherisch einen Lastwagen samt Anhänger und scherte im wirklich allerletzten Moment vor dem plötzlich auftauchenden Gegenverkehr ein.

Mist, Mist, Doppelmist!

Das war gerade noch mal gut gegangen.

Wütend über seinen bodenlosen Leichtsinn, mit dem er sich und andere gefährdete, bremste er ab.

Er war ein erwachsener Mann, der eigentlich schon sämtliche Höhen und Tiefen des Lebens durchgemacht hatte und um Himmels willen endlich vernünftiger sein müsste.

Aber manchmal ging einfach der Gaul mit ihm durch.
Nicht umsonst nannte man ihn hinter seinem Rücken »Mad Max«.

Den Spitznamen hatte er sich redlich verdient.

Das wusste er nur zu genau.